

und Aktenstücke zur Geschichte der Juden in Regensburg, 1453—1738“; Geleitwort von Friedrich Baethgen. Erschienen in Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte. Neue Folge, Band 18, München 1960. Da es sich hier nicht nur um ein Werk handelt, das eine Fülle wichtigsten Materials enthält, sondern die Veröffentlichung eine Ehrenschuld an Raphael Straus wiedergutmacht hat, das Buch außerdem bereits durch Besprechungen, wie die von Bernhard Blumenkranz, bekannt gemacht worden ist, ist es unverständlich, wie der Verfasser eine solche Publikation übergehen konnte, wenn er sich an das Thema, „Die Juden in Bayern“ heranwagte. Man wird auch wohl denen einen Vorwurf nicht ersparen können, die das Manuskript vor dem Druck geprüft haben, denn sie hätten unbedingt auf dieses Versäumnis hinweisen müssen. Leider könnten derartige Beispiele mangelhafter Zitierung im Literaturverzeichnis und Unterlassung wesentlicher Literatur vielfach belegt werden. Von der zitierten Literatur muß leider gesagt werden, daß der Verfasser jedenfalls für die Zeit des Mittelalters sie nur mit begrenztem Erfolg gelesen hat. Zwar wird der Sammelband von Guido Kisch, Forschungen zur Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters, Zürich 1955 zitiert, aber wenn der Verfasser diesen Band gelesen hat, dann möchte man doch gerne wissen, warum er sich eigentlich nicht die Unterscheidung von jüdischem Recht (= innergemeindliches Recht der Juden) und Judenrecht (= von der Umwelt auferlegtes Recht) zeigen gemacht hat. Er hat sich auch nicht an den von Kisch in Abwägung der einander entgegenwirkenden Bedingungen mittelalterlichen Lebens getroffenen Unterschied von subjektivem und objektivem Recht zugehen gemacht. Der mittelalterliche Rechtshistoriker weiß, daß zwischen den Normen des theoretischen Rechts, den Normen der Rechtsbücher und der Wirklichkeit der Rechtspraxis große Unterschiede bestehen, so daß ein Vergleich der Situation von Gemeinde zu Gemeinde selbst im gleichen Zeitalter nur mit Vorbehalten gewagt werden kann. Auch von der Auswertung der Judeneide, die Guido Kisch gerade für den süddeutschen Raum vorgenommen hat, hat der Verfasser bedauerlicherweise keine Kenntnis genommen.

Die Unkenntnis der Literatur verführte den Verfasser zu zahlreichen Verzeichnungen in seiner Darstellung der mittelalterlichen Geschichte der Juden in Bayern. Dafür sei jetzt nur ein Beispiel zitiert: Schwarz folgert, die kirchenrechtliche Fixierung des Grundsatzes des ‚servitus‘ habe die Juden „in die Rechtlosigkeit, die Vogelfreiheit“ gedrängt (S. 28 ff.). In Wirklichkeit ging es nicht um Rechtlosigkeit, sondern um einen minderen Rechtsstatus. Innerhalb dieser kurzen Besprechung ist es anderen nicht möglich, auf die Rechtsvorstellungen und Rechtsauffassungen der Kirche über die Stellung der Juden einzugehen. Es sei hier nur auf die Arbeiten von Peter Browe, Guido Kisch und J. Schröteler verwiesen. Mit Nutzen hätte der Verfasser auch den Aufsatz von H. Liebeschütz, *Judaism and Jewry in the social doctrine of Thomas Aquinas*, in: *The Journal of Jewish Studies* 1962, lesen können. Schief ist auch z. B. ein Satz wie der folgende: „Normalerweise wurden die Juden nicht direkt zum militärischen Dienst — wozu auch der Mauer- und Grabenbau gehörte — herangezogen.“ Hier wäre es sehr nützlich gewesen, wenn der Verfasser die Arbeit von H. Fischer über die verfassungsrechtliche Stellung der Juden in den Städten des 13. Jahrhunderts gelesen hätte. Auch Guido Kisch hat sich mit diesem Problem eingehend beschäftigt, und darauf hingewiesen, daß die Juden, weil sie von den Städten zunächst als Freie vielfach auch noch im Spätmittelalter als Bürger, wenigstens als Bürger auf Zeit, angesehen wurden, zum Waffendienst, beziehungsweise im Spätmittelalter ersatzweise zum Schanzdienst oder wenigstens zu Geldabgaben zugunsten der städtischen Befestigung herangezogen wurden.

Nebenher sei erwähnt, daß Bischof Rüdiger nicht aus dem Dorfe Speyer eine Stadt gemacht hat — die bestand nämlich schon, sondern den Weiler Altspeyer mit der Stadt vereinigt hat. — Wie Carlebach bereits vor mehr als fünfzig Jahren richtig erkannt hat, lebten zu dieser Zeit Juden schon in

Speyer. Bischof Rüdiger hat dann wahrscheinlich aus Mainz flüchtende Juden in Speyer aufgenommen. Auf dieses Problem geht der Verfasser jedoch mit keinem Wort ein.

So groß die Bedenken gegen die Ausführungen des Verfassers aus rechtsgeschichtlichem Motiv sind, schwerer wiegt noch, daß er sich lediglich auf die äußere Geschichte der Juden beschränkt hat. Auf diese Weise erhält man ein Bild der Verfolgungen, aber erfährt nichts von der Eigenart jüdischen Lebens und Denkens. Auf keiner Seite steht außer ein paar allgemeinen Redensarten etwas vom Brauchtum der mittelalterlichen Juden. Von den Gelehrten erfährt man gar nichts. Wenn Namen zitiert werden, dann sind es außerbayerische Juden. Keiner der Großen des Mittelalters, nicht einmal Rabbi Meir von Rothenburg, findet eine Würdigung. Wissenschaftler und Künstler im 19. und 20. Jahrhundert scheinen für den Verfasser ebenfalls nicht zu existieren. Bei der Erwähnung Joselmanns von Rosheim würde der Leser gerne erfahren, wie dieser Oberster über alle Juden deutscher Nation wurde. Nebenher sei nur erwähnt, daß die Darstellung Reuchlins geradezu irreführend ist. Weder erwähnt der Verfasser, bei wem Reuchlin Hebräisch lernte, noch aus welchem Grund. Er verschweigt, daß Reuchlin den Talmud, wie er selbst im Augenspiegel schreibt, der übrigens durch einen Nachdruck allgemein zugänglich gemacht ist (Quellen zur Geschichte des Humanismus und der Reformation in Faksimileausgaben, herausgegeben von B. Wendt, München o. J. [1963], Froben-Verlag), nur ungenügend kannte. Das hat auch der Reuchlin-Biograph Ludwig Geiger ganz klar festgestellt. Reuchlins Interesse galt den kabbalistischen Schriften. Wie Guido Kisch in seinem Buch ‚Reuchlin und Zasius‘, Pforzheimer Reuchlinstudien, Band I, feststellt, war es im wesentlichen der Grund der Aequitas, also ein rechtlicher Grundsatz, der Reuchlin zugunsten der Bücher der Juden und damit auch des Talmuds eintreten ließ. Seine Intervention war insofern erfolgreich, als die in Frankfurt und Worms beschlagnahmten Bücher den Juden zurückgegeben wurden. Er selbst aber wurde in Rom schließlich kostenpflichtig verurteilt, was der Verfasser leider nicht erwähnt. Sein Satz „Als Papst Leo X. (1513—1521) die Erlaubnis zum Druck des Talmuds gegeben hatte, war die Gefahr seiner völligen Vernichtung beseitigt“, ist in dieser Form mißverständlich. Es mußte erwähnt werden, wann und unter welchen Bedingungen die Erlaubnis gegeben wurde. Die Schwierigkeiten, die auch später noch Verlegern gemacht wurden, wenn sie den Talmud drucken wollten, zeigt der Kampf, den Ambrosius Froben um seinen Talmuddruck führen mußte (vgl. Katalog der Monumenta Judaica [s. o. S. 90]).

Die Bedenken, die gegen das Buch „Die Juden in Bayern“ vorgebracht werden müssen, machen deutlich, daß es gegenwärtig einem einzelnen Verfasser kaum möglich ist, ein so umfangreiches Thema in befriedigender Weise darzustellen. Der ungeheure Fleiß, den der Verfasser aufgewandt hat, soll jedoch voll anerkannt werden. Wegen seiner rechtshistorischen Ausführungen über das Judenedikt von 1813 und seine Folgen ist sein Buch immer noch lesenswert.

Dr. Willehad Paul Eckert O.P.

Ludwig Strauss: Dichtungen und Schriften. Hrsg. von *Werner Kraft*. Geleitwort von *Martin Buber*. München 1963. Kösel Verlag. 836 Seiten.

Herausgeber und Verleger muß man für diesen verdienstvollen Band ein uneingeschränktes Lob spenden. Ludwig Strauss, der bis 1933 wohlbekannt war, gehört heute zu den fast Vergessenen. Ihn wiederzuentdecken lohnt sich. Man kann nur hoffen, daß die Absicht, ihn durch diesen Sammelband einem größeren Publikum in Deutschland bekannt zu machen, sich erfüllt. Ludwig Strauss wurde 1892 in Aachen geboren, wirkte einige Jahre als Dramaturg am Düsseldorfer Schauspielhaus unter Louise Dumont, habilitierte sich 1930 mit der Arbeit: „Das Problem der Gemeinschaft in Hölderlins *Hyperion*“, an der Technischen Hochschule in Aachen als Dozent für neuere deutsche Literatur, 1935 siedelte er mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen nach Israel über und trat in den Kibbutz Hasorea ein. Später wirkte er in dem

Kinderdorf Ben Shemen, zuletzt an der hebräischen Universität in Jerusalem. 1953 verstarb er in Jerusalem. Als Dichter fühlte sich Ludwig Strauss bestätigt durch seine Freundschaft mit Hans Carossa und Albrecht Schaeffer. Die Werte des Judentums erschlossen ihm Fritz Mordechai Kaufmann und Martin Buber.

Im Vorwort schreibt *Martin Buber*, in der deutsch-jüdischen Symbiose nehme Ludwig Strauss eine Sonderstellung ein, indem er in der deutschen und in der hebräischen Sprache vollendete Dichtung zu schaffen vermochte. Strauss sprach einmal davon, die beiden Sprachen, das Hebräische und das Deutsche, seien das Lippenpaar seines Herzens, eine Formulierung, die im Hebräischen möglich ist, da das gleiche Wort Lippe und Sprache bedeutet. In dem Auswahlband findet sich zu dem Werk „Fahrt und Erfahrung“ ein Anhang, in dem Strauss über die Entstehung eigener Gedichte berichtet. Zu dem Gedicht „An die Bucht“ schreibt er; daß der Versuch, die Bucht von Haifa im Gedicht zu gestalten, zunächst nicht gelingen wollte. Im Sommer 1934 lernte er so intensiv Hebräisch, daß er absichtslos ins Hebräische zu übersetzen begann, was er zuvor im Deutschen gesagt oder gedacht hatte. „Dieser automatische Prozeß ergriff auch die Worte des Liedes an die Bucht, die nicht zu Liede werden wollte; als ich müde wurde, und vom Versuch der deutschen Gestaltung des Motivs abließ, begann der unwillkürliche Versuch, das, was ich deutsch hatte sagen wollen, hebräisch zu sagen. Und siehe, die Worte, die sich nun einstellen, hatten Melodie und Rhythmus, sogar Reim; die Melodie trug mich weiter, durch beide Strophen meines ersten hebräischen Gedichts hindurch. Zu meiner eigenen größten Überraschung, denn noch eine Stunde zuvor hätte ich es für ein tollkühnes Wagnis gehalten, mit meinem ganz ungefestigten Hebräisch ein Gedicht bilden zu wollen.“ Als er dann einigen deutschen Freunden eine Vorstellung von diesem seinem ersten hebräischen Gedicht geben wollte, entschloß er sich zu einer Übersetzung, die der Anstoß zur Neugestaltung und Vollendung des Gedichtes an die Bucht wurde. Wie in diesem Fall ereignete sich noch öfter die Wechselwirkung zwischen seinen Gedichten in deutscher und in hebräischer Zunge.

Der Auswahlband konnte die hebräische Dichtung nicht berücksichtigen. Wohl aber wurden zahlreiche Gedichte, die in Israel entstanden sind und Israel zum Gegenstand haben, in die Sammlung aufgenommen. Von früheren Gedichtsammlungen wurden berücksichtigt: „Wandlung und Verkündung“, „Die Flut“, „Nachtwache“, „Heimliche Gegenwart“. Ganz aufgenommen wurde „Land Israel“, „Fahrt zu den Toten“. Der Band enthält weiter die Tragödie „Der Hirt von Nickels-husen“, das epische Gedicht „Mechthildis unter der Buche“, eine Sammlung von Geschichten „Botschaft“, sodann Essays und schließlich „Fahrt und Erfahrung“, Geschichten und Aufzeichnungen und die Aphorismensammlung „Wintersaat — ein Buch aus Sätzen“. Unter den Gedichten bewegen vor allem diejenigen, die sich mit der Heimat der Väter und des wiedergewonnenen eigenen Landes beschäftigen. Die Essays verraten das tiefe Einfühlungsvermögen in die Dichtung und das menschliche Wesen Friedrich Hölderlins. Aber auch dem Freund Hans Carossa widmet er eine Interpretation seiner Gedichtsammlung „Ostern“. Von den französischen Dichtern zog ihn Paul Verlaine an. In den Auswahlband wurde seine Interpretation von *Un grand sommeil noir* aufgenommen. In „Fahrt und Erfahrung“ kommt das Träumerische seines Wesens zur Geltung. Besonders köstlich ist der Abschnitt „Das Reich der Zwerge“. Vom Berge aus schauend erschien ihm als kleinem Jungen die Welt zwergenhaft. Als er einmal seinen Eltern voranläuft und rückschauend sie ihm wie Zwerge erscheinen, befällt ihn ein furchtbarer Schreck: die Eltern kommen ihm verwandelt vor. Ein böser Zauber schien zu walten. Die Eltern holen ihn zurück, aber noch immer kann er sich von seinem Mißtrauen nicht lösen, der böse Zauber könne wiederkehren. Das Träumerische seines Wesens begegnete ihm später zuweilen bei bestimmten Kindern, die er zufällig traf. Davon schreibt er in dem Essay „Selbstbegegnung“. Seine köstliche Beobachtungsgabe drückt liebenswert in dem Abschnitt „Kleine Frauen“ aus. Die Mutter, die

ein dreijähriges Mädchen, mit dem er befreundet war, fragt beim Abschied: „Bist du traurig, daß du den Onkel nicht mehr siehst? — Nein, sagte das Mädchen freundlich, ich habe ihn ja genug gesehen. Die Mutter mahnte: Hast du ihn denn nicht lieb? — Das Kind sah uns beide mit dem unbeirrbaren Blick dessen an, der in der Wahrheit wohnt, und sagte, ebenso freundlich wie zuvor, aber genau Wort von Wort sondernd: Doch, ich habe ihn sehr lieb, aber ich habe ihn genug gesehen.“ Mit viel Humor schildert er, wie der Vater sich über eine verschmierte Puppe beschwert und sein Töchterchen erklärt: „Für dir stinkt se scheußlich, für mir stinkt se wunderschön!“

Von den Essays, die besonders packend sind, sei „Ein Psalm kehrt heim“ erwähnt. Während des zweiten Weltkrieges sah Strauss in einem Kino Palästinas einen englischen Film mit hebräischen Untertiteln. In diesem Film kam eine Predigt in einer halb verfallenen Kirche vor, in der der Pfarrer den 20. Psalm, den Ruf des unerschütterlichen Vertrauens, zitiert. Und nun wandelten sich die Worte der hebräischen Übersetzung in das Original „Hier aber nun plötzlich geschah ihnen Heimkehr“. Für Strauss war es der schmerzlich-zärtliche Spott der Ewigkeit über die Zeit.

In einem Auswahlband fehlt manches, was das Gesamtwerk erst abrundet. Nicht aufgenommen wurden die Übersetzung aus dem Manassebuch und auch nicht die Märchen. Trotzdem kam ein Band zustande, der ein zutreffendes Bild von diesem Dichter, mit dem zu beschäftigen es sich wahrhaft lohnt, ergibt.

Dr. Willehad Paul Eckert O.P.

Gregory Baum: Die Juden und das Evangelium. Eine Überprüfung des Neuen Testaments, aus dem Englischen übersetzt von Elisabeth Strakosch. Einsiedeln 1963. Benzinger Verlag. 382 Seiten.

Der Verfasser widmete dieses Buch seiner Mutter, die in Berlin 1943 starb, als die Vernichtung aller Juden befohlen wurde. Über Sinn und Zweck seiner Untersuchung schreibt er in der Einleitung, vor einigen Jahren sei er aufgefordert worden, eine kurze Vortragsreihe über das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und den Juden zu halten. Obgleich er einer Familie entstamme, die nach den Bestimmungen der Nürnberger Gesetze jüdisch gewesen sei, hätte er sich bis zu diesem Zeitpunkt mit der Frage jüdisch-christlicher Beziehungen nicht befaßt. Die Eltern gaben ihm keine Erziehung aus der Religion des Judentums. Um sich auf die Vorträge vorzubereiten, habe er eine Reihe von Büchern gelesen, die im traditionellen Sinn das Judentum als unter einem Fluch stehend dargestellt hätten. Dann aber sei ein Buch in seine Hände gefallen, das ihn erschüttert habe, nämlich *Jules Isaac*, *Jésus et Israël*, Paris 1948 und 1958 [s. o. S. 80]. Anklagen und Mahnungen dieses aufrichtigen Menschen, der von Beruf Historiker, aus Neigung Humanist und seiner Abstammung nach Jude, habe er sich nicht entziehen können. Der Anteil des christlichen Antijudaismus an der Entstehung des neuzeitlichen Antisemitismus dürfe nicht übersehen werden. Demgegenüber versuche *Jules Isaac* zu zeigen, wie sehr Jesus und seine Lehre der jüdischen Tradition angehöre. Gregory Baum bekennt, das eindringliche Buch habe ihn davon überzeugt, daß seine eigene Haltung dem theologischen Problem Israels gegenüber zu unkritisch gewesen sei. „Als Christ litt ich darunter, daß meine Brüder in der Kirche versagt hatten, und als Jude, der im hitlerischen Deutschland aufgewachsen war, litt ich bei dem Gedanken, daß Lehren, welche die Juden als Verbrecher hinstellen, noch immer verbreitet werden.“ Es geht ihm in seinem Buch um eine Neubewertung der Christen auf das, was in der Hl. Schrift über das Verhältnis Jesus und die Juden wirklich gesagt ist. Einerseits möchte er nachweisen, daß die Exegese im Laufe der Kirchengeschichte unter dem Einfluß antijudaistischer Gedanken manche Texte ganz anders versteht, als sie ursprünglich gemeint waren. Andererseits möchte er *Jules Isaac* beweisen, daß in den Evangelien selbst keine judenfeindliche Tendenz enthalten sei. Der Christ, der im Evangelium die höchste Offenbarung göttlicher Liebe sehe, könne unmöglich zugeben, „daß auch nur ein Teil des Neuen Testaments dazu bestimmt war, irgendein Volk der